

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 51

Artikel: En alti verschüpti Tante [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektive auf einen glücklichen neuen Eheschluß nach erfolgter Scheidung von der unwürdigen ersten Frau enden lassen, das kann nur ein Kunzler tun, der seiner Sache gewiß ist. Trabold ist es in diesem Falle. Er zeichnet wieder, wie im ersten Roman, warmblütiges Gegenwartsleben, das auch nicht an einem Endchen nach Literatur und Kontraktion riecht. Und wenn es doch möglich und wahr ist, daß eine herzlose und ehrgeizige Frau ihren Mann zu ihren egoistischen Zwecken missbrauchen kann, daß ein taten-durstiger tüchtiger Mensch, wie Hurni Fritz einer ist, zu spät erst merkt, daß er einer solchen Frau versafien ist, und zu spät erst sieht, daß eine andere ihn versteht und ihn glücklich machen kann — warum sollte nicht die Scheidung und die Wiederverehelichung die richtige Lösung dieses Konfliktes sein? Man mag einen „Positivismus“, der so eng an das wirkliche Leben sich anschließt, als zu wenig künstlerisch, zu wenig literarisch empfinden. Wir können da nicht mitgehen. Uns packte das Drama, wie uns solche Fälle des wirklichen Lebens überhaupt ergreifen. Wir glauben, Trabolds positive Art, das Leben in der Dichtung zu korrigieren und gradlinig zu machen, wirkt befriedender als tausend Versuche unserer Pessimisten, es zu einer großen Tragödie umzudichten.

Zum Schluß noch einige biographische Notizen über den Dichter, damit der Leser weiß, von wem wir da lang und breit gesprochen haben. Rudolf Trabold ist am 26. Juli 1873 in Bern geboren. Seine Jugend verlebte er in unserer Stadt, ja fast sein ganzes übriges Leben aber im Ausland. In Genf und Paris studierte er Zahnkunde, in Straßburg bei Theodor Ziegler und Leitschuh Literatur- und Kunstgeschichte. Seinen Beruf als Zahnarzt übte er aus zuerst als Assistent in Frankreich, in der Schweiz, im Elsaß, in Österreich und Belgien; dann, 1903, etablierte er sich in Straßburg, von wo er sich kurz vor Kriegsausbruch nach Savoyen verpflanzt. Heute lebt und praktiziert er mit seinem Freunde im französischen Badeort Chambéry. Jedes Jahr verbringt er seine Ferien in seiner geliebten Schweiz, wo er dann seine Freunde aufsucht und ihnen sein Schweizerheimweh klagt. Sein neuestes Erzählbuch „Im Widerschein“, dem wir die hier kurzlich abgedruckte Novelle „Der Heilige und die Witwe“ entnommen, enthält viel Biographisches und sonst Bejunliches. Es sei mit den andern genannten Werken unsern Lesern im Hinblick auf die Feiertage warm empfohlen.

H. B.

Jakob Boßhart: Ein Rüfer in der Wüste.

Roman. Leipzig-Zürich, Grethlein & Co. 1921.

Der Rüfer in der Wüste ist Reinhart Stapfer, der Sohn eines Fabrikbesitzers in einer großen Schweizerstadt, der sich mit gewaltiger Tatkraft emporgeschwungen, aber durch seine Energie sich viele Feinde geschaffen und durch seine Härte die eigene Familie unglücklich gemacht hat. Der drohende Zusammenbruch des Geschäfts infolge gewagter Spekulationen und das häusliche Elend bringen den ganz anders gearteten Sohn, der dem Vater die Jugend geopfert, zu dem Entschluß, der leidenden Menschheit zu helfen. Mit den herrschenden Kreisen entzweit, vom Proletariat, zu dem er hinuntergestiegen ist, mit Miftrauen, ja zum Teil mit Feindseligkeit betrachtet, wird er doch nicht müde, sich der Armen und Hilflosen anzunehmen. Von seinen Gegnern meuchlings überfallen, stirbt er infolge schwerer Verlebungen auf dem großväterlichen Bauernhofe, nachdem er sich immer gefehlt hat.

Das 413 Seiten umfassende Werk ist ein Zeitroman im weitesten Sinne des Wortes. Nicht nur führt es uns eine Fülle von Begebenheiten vor, die organisch miteinander verbunden sind, sondern auch eine Menge Menschen von ausgeprägter Eigenart; alle Probleme, welche die Gegenwart bringen, alle Bestrebungen und Richtungen stellen ihre Vertreter. Wir finden den standesbewußten Patrizier, den fort-

schriftlichen Großindustriellen, Politiker und Kriegsobersten, den alten Bauern von altem Schrot und Korn, den emigrierten und den entwurzelten Bauern, den deutschen Geschäftsmann, der in der Schweiz Stimmung für sein Vaterland machen will, den von einer Partei zur andern schwankenden Zeitungsschreiber, den fanatischen Arbeitersührer, den russischen Revolutionsprediger und den frommen Saluzisten; den Trümmbold, der sein armes Kind mishandelt, und den geehrten Proletarier, der aus Not und Verzweiflung sich und seine Familie mit Gas vergiftet, endlich den Ueberseer, der sich das indische Ideal der Beihäufigkeit, der Unbekümmertheit zu eigen gemacht, aber seine Tochter dadurch ins Unglück treibt.

Dann die Frauengestalten: Die ahnenstolze Aristokratin, die Patrizierstochter, die im Sport ihre Befriedigung sucht, die duldende Gattin, die vor der Härte des Mannes in den See flüchtet, und ihre Tochter, die sich darüber bis zum Wahnsinn hämmt, das unverdorbene, gemütvolle Landmädchen, die Proletarierin, die, von ihrem Geliebten verlassen, zur Dirne wird; die herzlose Vermieterin, die eine arme Familie auf die Gasse setzt — sie alle sind mit kräftigen Strichen gezeichnet.

Und was erleben wir nicht alles! Ein eidgenössisches Schützenfest, ein militärisches Manöver, den Kaiserempfang, den Kriegsausbruch, den Generalstreit — das alles in inniger Beziehung zur Handlung des Romans und die Wendepunkte derselben bezeichnend. Und dabei welche Freude an der Natur, die auch als Erlöserin aus dem menschlichen Elend gepriesen wird; denn der Verfasser betrachtet die Stadt mit ihrer Industrie, ihrer Gewinn- und Genügsucht als die Quelle alles Übelns. In der Rückkehr zur ländlichen Einfachheit sieht der Held des Romans die Genesung der franken Menschheit, nicht in der materiellen Besserstellung, die heute zu sehr in den Vordergrund gestellt wird.

Die schöne, oft bilderreiche Sprache, die auch an philosophischen Stellen nie von des Gedankens Blässe angekränkt ist, verrät Vertiefung in die Natur und das Volkstum; darum ist der Roman auch so frisch und gesund. Die Einstellung des Verfassers zu den Fragen der Gegenwart zeigt eine Neuerung des Helden der Erzählung am Schlüsse des Werkes:

„Alles Große entstand auf dem Boden eines Vaterlandes, aus einem Volkkörper, und nicht in der Verschwommenheit irgend einer Zwischenstaatlichkeit.“ Reinhart träumt sich ein Volk, das der Welt ein Menschheitsideal vorbildete sowie einst ein Freiheitsideal, und das als Keimzelle im großen Organismus aller wirkte.“ Dieses Ideal sieht er in der Güte und Menschenliebe, die er selbst in seiner Person verkörpert, ohne aber den ihm gebührenden Dank zu empfangen. Er wird als ein Schwärmer verspottet, aber seine Gedanken verdienen verwirklicht zu werden.

Jakob Boßharts Buch „Ein Rüfer in der Wüste“ ist sein umfangreichstes und gediegenstes Werk, aus der Zeit für die Zeit geschaffen und, wie Paul Siegfrieds „brennendes Herz“, ein Werk von echt schweizerischem Gepräge, das unter eigenes Wesen widerspiegelt. Wir wünschen dem ebenso unterhaltenden als gehaltvollen Roman recht viele Leser.

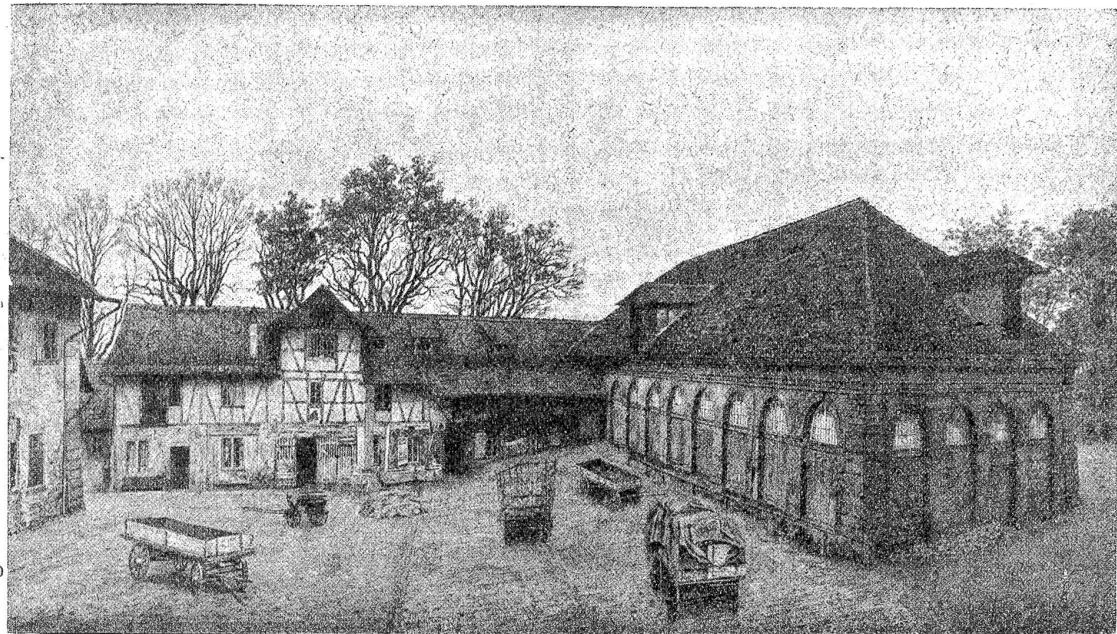
Dr. H. Stadelberger.

En alti verschüpfsti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngäzler.

5

Unvergänglich und i guetem Andänke isch und blybt üse guete-n-alte Pappa Franz Choli, gewäsene Züghuus-buechhalter, e grundbrave Ma vo gudluterem Charakter; er isch i sim Huus Nr. 20 im erschte Schtock gwohnt. I gheb ne no jühe, wie-n-er albez mit sim schön agroutte Meerschuumspitz u d'm Schtäde mit Alfebeigriff d'Gäf uf träppellet isch gäge d's Büro zue im alte Züghuus. Si's verwitterte Tänschter het gäge Züghuusgäf üse gluegt, wo me ne geng flohig hinter sine Buecher het gsch arbeite.



Die alte Reitschule von Bern.

Mänge=n-alte Realschüler wird sich gwüß o no bsinne a ihre=n-ehemalige=n-Alb w a r t A s c h l i m a mit d'm Sammetchäppi u d'r lange Tubaufsyffe. I d'r freye Zyt het me ne gwöhnlich mit sir Trou uf em Bänkli vor em Schuelhuus gsch sitze. D'Trou het no ne=n-alti Röfhaarschpiß-hube treit und immer fñigig druf los glismet. Das alte Pärli het sech albez rächt nätt gmacht uf däm Bänkli, bsunders we d'r Ma de Pfysse mit Oldenkott oder Becker gischopft u blauu Lingli i d'Luft blaue het; eis schöner als d's andere. U zwüsche die Fänschter hei die alte Lülli Blueme gha, es isch e wahri Pracht gsi. D'Simse si überfüllt gsi mit de schönsche Nägeli, Geranie, Biönnli u Fuchsia, mi het wyt und breit nüt so ggeh. We d'r Verschönerungsverein dazumal äxichtiert hätte, so würd d'r Realschuelabwart ohn' Brühel geng d'r erscht Brys im Fänschterschmuck übercho ha.

Wär het zur sälbe Zyt d'r Noldi Rötlisbärg, d'm Seifeschärtel si Laedehnächt nid kennt? Dä fecht Ma mit sim große Bart u Schnouz isch i d'r ganze Schadt bekannt gsi, vo wäge er het die grobi Trumpette vo d'r Grütlimusit blaase. Das Inschtrumänt isch so vo gwaltiger Dimänsion gsi, daß me=n- Maa hätt chönne drüschooke. Das het scho ne Lunge brucht, um dört drn z'bläje, aber üse Noldi het's mit Liechtigkeit zwäg bracht zur Freud u Scholtz vo dr ganze Stadt.

Bo Zyt zu Zyt isch a d'r Brunngas es Röuchli us-gange u de het me gwüzt, daß d'r Schepzierer Bingeli im Füfezwängi oder d'r Lädelimüller z'un-terschäft i d'r Loube Gaffee röschtet. Wie me's het als Buebe, me liegt so Oppisem gärn zue, aber d'r Lädelimüller het das nie möge lyde. Er het üs immer furt gjagt u we mer de nid gange si, so isch er de mit d'r Pöutsche cho, aber wohl Mähl, de si mer de gschobe. Nüt het ne so gsuxt, als we mer ihm im Verbygah hei a de Wedele zupft, aber mir hei wohl gwüzt, daß är üs mit sine dide, schwäre Bei nie hätt nahe möge.

„D'Häx chunnt, d'Häx chunnt!“ es wird öppe=n-ander Wätter welle gä! — hei's albez gheize, we d' Jumper Bundeli mit em grüne Chrueg zum Brunne isch cho Wasser reiche. Das ueheimlich Wäse het eim ganz a d's Troueli vom Läbchuecheli us em Märli vom „Chlyne Düümlig“ erinnert. Us e re=n-alte Gapotte nach em ene Muschter vom vorletschte Jahrhundert het e längi schpikigi Nase=n=use=gluegt, Chopf, Bild und Rügge vor

abe gneigt, u de het sie beschändig vor sech one brümelet und üßigährt, daß me sech fascht gförchtet het.

Die alti Jumperere isch Huseigetümere vom Nr. zwölfi gsi u het i d'r Gaß als sehr rydh gulte. Vor luter Gyz het sie albez d'Gaffeebohne zellt und umgekehrt, isch se de mängisch d's Güegi acho, ganz Hampfele Guldstüddli zum Fänschter us z'bänggle, bis ihre du ändlich d'r Riegel z'grächtem g'schlecht worde=n-isch. Es isch nume schad, daß i nid besser zeichne cha, das gäb e Helqe!

Bo me ne Holzhauer, dä sñierzht a d'r Brunngas gwohnt het, d'r Name isch mer nid bekannt, wird es lustigst Schüddli erzellt. Er soll nämlich en überus guete Mage gha ha u sig de albez i Platelhäller a d'r Chramgas äne ga z'Bieri näh. Sis Ordinari sig gsi:

e Maaß Wyße, e Zwöipfünder Brot u netolle Biß Chäss.

Nachdem er de die ryhlechi Mahlznt heig abegworgget gha, sig er de usgschandte u zu de Schlammschäft gseit: „So, guet Nacht ihr Herre, i wott jih ga z'Mactasse, d'Trou het mer e gueti Schädröschtli parat.

Im einezwängi isch afsangs de siebezger Jahr es Ehepaar gwohnt gäge d'Schüttli, use, i me ne hälle, heimelige Logis mit Ussicht uf en Altebärg. „Wüll“ hei si gheize, fñigig, tisigi Lüü; är isch Dienstma gsi u sie Bürschendere u Modiste. Sie hei's rächt schniff chönne mache, wie me seit, u zuedäm hei si numen-es Buebli gha, d'r Kari. Dä Buebel het d'Maggeroni für sís Läbe gärn gha, i gloube so gärn, daß er alli drü Mal im Tag gno hätti. Bo=n-ihm schamtat das schadtbekannte Liedli: „Oh, die gueti Maggeroni,“ wo=n-ihm z'älbisch jede Schädtbueb nahe glunghe het u me's sogar no jih hie u da ghört.
(Schluß folgt.)

„Händler und Helden.“

Das von Sombart als Argument für den Krieg geprägte Wort von den „Händlern und Helden“ kommt einem heute in neuer Variation in den Sinn, wenn man die beginnende Diskussion zwischen London und Paris über die Umwandlung der deutschen Verpflichtungen verfolgt; die Engländer sind dabei wiederum die Händler, den Ruhm des Helden nimmt in veränderter Form diesmal Frankreich auf sich. England ist entschlossen, „bei aller Rücksichtnahme auf die Interessen Frankreichs diesmal ganze Arbeit zu leisten“,